

Triumph des Herzens

DANKBARKEIT,
DER SCHLÜSSEL ZUM GLÜCK

PDF - Familie Mariens

22.Jg. (I) 2014

Nr. 122

*„Oft nehmen wir alles selbstverständlich!
Und das geschieht auch Gott gegenüber.
Es ist leicht, zum Herrn zu gehen
und Ihn um etwas zu bitten.
Aber Ihm zu danken,
das kommt mir nicht in den Sinn.“*

Papst Franziskus, 13. Oktober 2013

„Dankt für alles!“

Paulus im ersten Brief an die Thessalonicher

*Die Zeugnisse in dieser Ausgabe sollen uns ermutigen, das kleine Wort „Danke“,
das so große Auswirkung haben kann, vor Gott und vor den Menschen
wieder viel häufiger zu gebrauchen.*

Danke sagen ist so einfach und doch oft schwer. Es kann schlicht und einfach die Gewohnheit sein, die uns das Bewusstsein dafür verdunkelt, dass wir einander brauchen und immer von anderen abhängig sind: in erster Linie von Gott, dann aber ebenso von vielen anderen Menschen, die wir meist gar nicht kennen, wie etwa dem Bauern, der die Kuh gemolken hat, damit wir im Supermarkt die Milch kaufen können. Weil man sich dessen zu wenig bewusst ist, mangelt es an Dankbarkeit für das Alltägliche. Vor allem dann, wenn uns etwas fehlt oder nicht unseren Vorstellungen entspricht, beginnt der

Mensch schnell, sich zu beklagen, und wird unzufrieden. Im tiefsten ist das eine Form des Unglaubens. Denn wenn wir davon überzeugt sind, dass Gott in Seiner Liebe Sich bis ins Kleinste um uns sorgt, sollten wir uns eigentlich nicht gleich beklagen, wenn wir einer Situation gegenüberstehen, die unseren Erwartungen und Plänen widerspricht. Wer dankt, bezeugt, dass er sich verdankt. Das ist eine der fundamentalen Wahrheiten des Menschseins: Unser ganzes Leben von der Geburt bis zum Tod ist ein Geschenk; unsere Seele, unser Leib, unsere Veranlagungen, alles ist eine Gabe Gottes, die

wir empfangen haben, ohne etwas dafür getan, sogar ohne darum gebeten zu haben. Unsere Eltern haben uns ihre Liebe und Fürsorge geschenkt, ohne die wir uns gar nicht hätten entfalten können. Auch wenn man als Jugendlicher und Erwachsener der Überzeugung zum Opfer fallen kann, man habe sein Leben selbst in der Hand und gestalte es nach seinen eigenen Vorstellungen, bleibt dennoch im geistigen Leben

immer sichtbar, dass wir Beschenkte sind. In allen Sakramenten, beginnend bei der Hl. Taufe bis hin zur Hl. Eucharistie, empfangen wir gratis, ohne unser Verdienst, die größte Gabe, die ein Mensch erhalten kann: die persönliche Innwohnung des Dreifaltigen Gottes. Als Antwort bleibt uns zunächst einmal nur der aufrichtige Dank. *„Danket dem Herrn, denn Er ist gütig, denn Seine Huld währt ewig.“* Ps 107

Ein dankbarer Mensch ist ein demütiger Mensch

Die leibliche Schwester der hl. Theresia von Lisieux, Céline Martin, war zwar vier Jahre älter als sie, gehörte aber dennoch im Karmel zu ihren Schülerinnen. In ihren Aufzeichnungen hinterlässt uns Céline wertvolle Ratschläge der späteren Kirchenlehrerin. Sie schreibt dort: *„Meine liebe kleine Schwester sagte mir: ‚Das, was die meisten Gnaden von Gott anzieht, ist die Dankbarkeit. Wenn wir Ihm für eine Wohltat danken, ist Er gerührt und beeilt Sich, uns zehn weitere zu erweisen. Wenn wir Ihm dann wieder mit derselben Aufrichtigkeit*

danken, Welch unberechenbare Vermehrung der Gnaden! Ich selbst habe diese Erfahrung gemacht: versuche es, und du wirst sehen. Meine Dankbarkeit ist grenzenlos für alles, was Er mir gibt, und ich beweise sie Ihm auf tausend Arten.“

Die hl. Theresia lehrt uns, wie Dankbarkeit und Bescheidenheit sich gegenseitig hervorbringen. Je bescheidener und demütiger die Seele ist, umso dankbarer, aber auch umso stärker wird sie im Glauben, dass auch Leiden ein Geschenk Gottes sind.

Dankbarkeit ist eine Herzenshaltung

Häufig sind wir gar nicht in der emotionalen Stimmung, um zu danken, es ist uns vielmehr zum Jammern und Klagen zumute. In leidvollen Situationen, die uns für das Schöne und Gute, das wir haben, blind machen, müssen wir uns mit dem Willen und dem Verstand helfen. Dann wird die Dankbarkeit eine Herzenshaltung, die nicht mehr von der momentanen Stimmung abhängig ist und uns sogar noch in schwierigen Situationen Zufriedenheit und Freude schenkt.

Marija Pavlovic Lunetti von Medjugorje fiel einmal inmitten einer lebhaften Gruppe Italiener ein kleiner, alter Priester auf, dessen Antlitz eine ungewöhnlich tiefe Freude ausstrahlte. Nach dem Vortrag ging sie auf ihn zu und fragte: *„Bitte verzeihen Sie, wenn ich so direkt frage, aber warum sind Sie so voller Freude? Haben Sie einen besonderen Anlass?“* - *„O nein, es ist eher mein kleines Geheimnis. Aber ich werde es Ihnen verraten, Fräulein“*,

meinte er lächelnd. *„Ich bin 95 Jahre alt. Als ich fünf Jahre alt war, stellte ich betrübt fest, dass die Leute sich ständig aus dem geringsten Anlass beklagten, und das schockierte mich. Ich fühlte auch, dass Jesus darüber traurig war. Also habe ich einen Vertrag mit Ihm abgeschlossen und versprach Ihm, dass ich mich während der nächsten 100 Jahre meines Lebens niemals beklagen würde; dass ich Ihn im Gegenteil für alles preisen würde, für die guten wie für die schlechten Tage, und dass ich immer das Geschenk des Lebens ehren würde. Und ich muss sagen, Fräulein, ich habe mein Versprechen gehalten. Während all dieser Jahre, in denen ich das Leben gerühmt habe, hat mir das Böse nichts anhaben können, und ich bin so allen Dämonen aus dem Weg gegangen!“* - *„Aber wenn Sie jetzt 95 sind, dann läuft Ihr Vertrag ja bald aus!“* - *„Daran habe ich neulich gedacht ... und habe Jesus dann gesagt, dass ich bereit sei, den Vertrag auf die nächsten 100 Jahre meines Lebens zu verlängern!“* Dieser fast 100-jährige Priester bewies mit seinem Leben, dass die Dankbarkeit aus ihm einen

frohen Menschen gemacht hat. Die dankbare Freude möchte sich mitteilen, sie bewirkt gute Taten. Wenn ich schon so viel bekommen habe, dann möchte ich das gerne mit anderen teilen. Deshalb sind dankbare Menschen beliebt. Sie bringen Zufriedenheit und eine gewisse heitere Gelassenheit mit, selbst wenn auch sie so manches zu tragen haben. Man ist einfach gerne mit ihnen zusammen, was das Glück auf beiden Seiten vermehrt. Wer nicht dankbar ist, beklagt sich schnell und kritisiert, was die Unzufriedenheit nur noch steigert und das Übel vergrößert. Wenn unser Herz aber mit Dank erfüllt ist, dann gibt es dort keinen Platz für Eifersucht, Neid, Rache, Missgunst, Zorn, Geiz, Niedergeschlagenheit oder gar Verzweiflung. Deshalb ist die Dankbarkeit das beste Heilmittel, wenn wir diese Untugenden, unter denen wir oft leiden, in uns erfahren.

Ja, man kann wirklich sagen: die Dankbarkeit ist ein Schlüssel zum Glück. Deshalb ermutigt der hl. Paulus die Thessalonicher: *„Dankt für alles; denn das will Gott von euch, die ihr Christus Jesus gehört.“* 1 Thess 5,18

Danken für das Leiden?

*A*ber was tun, wenn einem Unglück widerfährt, wenn man vielleicht durch eine Naturkatastrophe sein ganzes Hab und Gut verliert oder plötzlich schwerkrank wird? Ist es möglich, auch dann noch zu danken? Ein Erlebnis des brasilianischen Missionars Delton Alves de Oliveira Filho bezeugt, dass es sehr wohl Christen gibt, die durch ihren starken Glauben fähig sind, das Leiden als Geschenk zu sehen. In dem lesenswerten Buch *„Das ganz normale Wunder - 100 Glaubenszeugnisse von katholischen Priestern“*, mit einem Vorwort von Joachim Kardinal Meisner und herausgegeben von den Brüdern P. Thomas und P. Valentin Gögele, berichtet Alves de Oliveira eine einschneidende Erfahrung, die sein ganzes Priestertum geprägt hat:

„Ich wurde in ein Krankenhaus gerufen, um eine junge Frau zu besuchen, die am Tag zuvor entbunden hatte. Mit viel Enthusiasmus ging ich dieser Verpflichtung nach und bereitete mich darauf vor, auch die anderen Kranken zu besuchen. Da kam ein Mädchen auf mich zu und bat mich, zu seiner Mutter zu gehen und mit ihr zu sprechen: ‚Der Arzt hat gesagt, er hätte alles getan, was in seiner Macht stünde...‘ Es handelte sich um eine krebskranke Frau, die sich an der Schwelle des Todes befand. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass ich an diesem Tag und aus dieser Begegnung eine der wichtigsten Lehren für mein ganzes Leben ziehen würde. ‚Ich möchte Ihren Segen‘, bat mich die Frau. Sie hatte eingefallene Augen und war blass, die

Krankheit war ihr deutlich anzusehen. Ich war überzeugt, dass der Herr mich dorthingeführt hatte, um diese Seele zu trösten.

Nach der Beichte und während der Krankensalbung liefen jede Menge Tränen über ihr Gesicht. Es bewegte mich sehr, dass meine Hände in diesem Moment Jesu Hände waren, die einem todkranken Menschen Trost spendeten. Bevor ich hinausging, um die Familienangehörigen der Frau zu rufen, sagte ich sanft zu ihr: *„Heute hat Jesus Sie besucht, danken Sie Ihm und seien Sie nicht traurig!“* - *„Ich kann mich als eine sehr glückliche Kranke betrachten“*, erwiderte sie.

Diese Antwort hatte ich mir nicht erwartet, und ich reagierte wohl ziemlich verwirrt. Als sie dies bemerkte, fügte sie hinzu: *„In der Zeit, bevor ich an Krebs erkrankt war, war ich nie so glücklich gewesen. Ich habe 37 Jahre lang wegen meiner Ehe gelitten. Sie war beherrscht von der Untreue und Alkoholabhängigkeit meines Mannes, der gegen diese beiden Laster nicht ankam. Ich habe viel gebetet und bat den Herrn, ihn davon zu befreien, damit er sein Leben ändern kann. Dann, nachdem man mir meine Krankheit diagnostiziert hatte, bemerkte ich, dass mein Mann tief davon erschüttert war und dass sich etwas in seinem Inneren zu verändern begann. Vor einigen Tagen hat er mich um Vergebung gebeten für alles Leid, das er mir zugefügt hat. Aber schon lange zuvor hatte ich verstanden, dass meine Krankheit die seine geheilt hat. Meine Ehe ist dadurch gerettet worden!“*

Außerdem litt meine Tochter, das Mädchen, das Sie gerufen hat, an sehr schweren Depressionen ... Sie hat mehrmals versucht, sich das Leben zu nehmen. Wie oft habe ich mit dem Rosenkranz in den Händen geweint und Gott um ein Wunder für meine Tochter angefleht! Dieses Wunder ist dann tatsächlich eingetroffen. Nachdem ich begonnen hatte, mich in der Klinik gegen die Krebserkrankung behandeln zu lassen, hat sich meine Tochter vollkommen erholt ... Als ich mich niedergeschlagen fühlte, war sie diejenige, die mich durch lustige

Geschichten aufheiterte und mir zeigte, wie sehr sie mich liebt.“

Die Erzählung der Frau bewegte mich sehr. Sie fuhr fort: *„Sie müssen wissen, dass mein ältester Sohn, der seit 15 Jahren verheiratet ist, nahe daran war, sich scheiden zu lassen. Er hatte eine Glaubenskrisis und wollte die katholische Kirche verlassen, aber seine Frau war damit nicht einverstanden. Über diese Situation war ich verzweifelt und fühlte mich niedergeschlagen, denn trotz der Leiden, die ich wegen meines Mannes ertragen habe, hatte ich nie beabsichtigt, mich scheiden zu lassen ... Sehr oft betete ich in aller Stille für sie. Das, was meine Lippen nicht sagten, sagte dann meine Krankheit. Seit drei Monaten ist bei ihnen nun wieder alles in Ordnung. Sie kommen jeden Tag zu mir, und wir beten gemeinsam den Rosenkranz. Mein Sohn hat auch seinen Glauben wiedergefunden, und er respektiert die Kirche wieder.“*

Die Krebserkrankung hat meine Familie gerettet. Jetzt kann ich im Frieden sterben, dank des Segens, den mir Gott durch die Sakramente gegeben hat, und dank der Freude, die ich empfinde, weil meine Familie durch meine Schmerzen Rettung erfahren hat.““

*N*icht alle Leidenden haben wie diese brasilianische Frau die Gnade, die Früchte ihres Opfers zu sehen. Die hl. Elisabetta Canori Mora (1774-1825) beispielsweise betete und litt ihr ganzes Leben lang für die Bekehrung ihres Mannes, doch erst nach ihrem Tod änderte ihr leichtlebiger und treuloser Ehemann sein Leben und wurde ein tiefgläubiger Christ. Er starb als heiligmäßiger Ordenspriester. Es geht eben kein Schmerz, den wir aus Liebe annehmen und mit der Passion Jesu vereinen, verloren. Deshalb können wir immer, auch im Leiden, Gott für das Große danken, das Er daraus hervorgehen lässt. Der einzige Grund dafür ist, dass Jesus als Gottmensch alle Leiden mit unendlicher Liebe getragen, es dadurch kostbar gemacht und ihm erlösende Kraft verliehen hat. Der emeritierte Papst Benedikt XVI. schrieb am 23. Juni 2011 über dieses Geheimnis:

„*Alles nimmt seinen Anfang beim Herzen Christi, der beim Letzten Abendmahl, am Vorabend Seines Leidens, Gott gedankt und Ihn gepriesen hat und so durch die Macht Seiner Liebe den Sinn des Todes, dem*

Er entgegenging, verwandelt hat. Die Tatsache, dass das Altarsakrament den Namen ‚Eucharistie‘ - ‚Danksagung‘ erhalten hat, bringt genau dies zum Ausdruck.“

Ganz ähnlich wie der brasilianischen krebserkrankten Frau, die anders und besser erhört wurde als durch ein Heilungswunder, erging es einem leidgeprüften Pilger, der der Gottesmutter in Altötting eine Votivtafel mit folgender Aufschrift stiftete: „Dank dir, heilige Muttergottes, weil du mich 18 Jahre lang nicht erhört hast, mich aber durch diese vielen Prüfungen und Enttäuschungen beten gelehrt hast.“

Der hl. Felix von Cantalice

Wenige Heilige haben das franziskanische Ideal der dankbaren Einfachheit so mitreißend gelebt wie der Kapuzinerbruder Felix von Cantalice (1515-1587). Sein freundliches „Deo gratias - Gott sei's gedankt!“ für alles, was immer er als Almosenbettler seines Klosters auf seinen Sammelgängen durch Rom erhielt, brachte ihm im Volksmund den Namen „Bruder Deo gratias“ ein. 1712 wurde er als Erster seines Ordens heiliggesprochen.

*I*n einer einfachen Bergbauernfamilie des mittelitalienischen Dörfchens Cantalice kam Felix Porro 1515 zur Welt. Lesen und Schreiben lernte er nie. Dafür betete er schon als Kind vor selbsterrichteten Kreuzen, während er die Schafe und Ziegen seines Vaters hütete. Bald trat der fröhliche und bei allen beliebte Junge in fremde Dienste und verbrachte dort als Hirte, dann als Knecht, 18 glückliche Jahre in großer Gottverbundenheit. Eines Tages, als zwei junge Ochsen beim Pflügen scheuten, Felix zu Boden rissen und mit dem Pflug über ihn hinwegrannten, stand der junge Mann wie durch ein Wunder unverletzt auf. Mit dem Ausruf „*Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!*“ fiel er auf die Knie und dankte für das erneut geschenkte Leben, das er nun restlos Gott weihen wollte. Sofort bat er seinen Gutsherrn um Entlassung - und im erst kürzlich gegründeten Kapuzinerorden um Aufnahme. Im nahe

gelegenen Noviziat von Cittaducale erhielt der 28-Jährige schon nach wenigen Tagen selig den braunen Habit der Söhne des hl. Franziskus, und der Novizenmeister konnte bald feststellen: „*Mir scheint, Br. Felix betet ohne Unterlass.*“ Er war ein Vorbild an Eifer und Tugend und verstand sein Ordensleben von Anfang an als Kreuzweg, als den kürzesten und sichersten Weg zur Vollkommenheit, auf dem er seinem Meister freudig nachfolgen wollte. Das Kreuz wurde dem Analphabeten so sehr zum Lehrbuch, dass er sagte: „*Wer dieses Buch nicht versteht, weiß nicht, was Bücher sind.*“ Die Betrachtung der Leiden Christi, all des Guten, das der Herr für ihn getan hat, war ihm immerwährende Quelle und tiefstes Geheimnis seiner Dankbarkeit und Freude. Gerne erklärte er: „*Ich studiere sechs Buchstaben: fünf rote und einen weißen. Die roten sind die Wundmale des Heilands, der weiße ist Maria*“, die er kindlich

liebte. So legte Felix 1545, mit 30 Jahren, die Ordensgelübde ab. Zwei Jahre darauf schickten ihn die Oberen nach Rom. Dort, im großen Kloster Sankt Bonaventura, machte man ihn zum Gehilfen des alten Bettelbruders Angelus. Als dieser bald darauf starb, bekam Felix die schwere und demütigende Aufgabe ganz allein übertragen, auf den Straßen der Ewigen Stadt für seine zahlreichen Mitbrüder die täglich notwendigen Naturalien zu erbetteln. Welch anspruchsvolles Amt, das für den Erhalt des Klosters grundlegend war und im Volk den Geist der Liebe wecken sollte! Und so machte sich Br. Felix fortan Tag für Tag nach der Frühmesse, bei sengender Sonne wie bei eisigem Winterregen, auf den Weg durch die Straßen und engen Gassen der Stadt: barfuß und „bewaffnet“ mit Krug und Quersack, in denen er Wein und Öl, Brot und Gemüse für das Kloster sammelte. Auch wenn er überzeugt war, dass „*alle Dinge es vermögen, uns zu Gott zu erheben, wenn wir sie mit einem demütigen Auge betrachten*“, ging er, um innerlich bei Gott zu bleiben, mit gesenktem Blick und den Rosenkranz betend durch die Straßen Roms. Bald kannte der Kapuziner jeden Winkel der Stadt, klopfte unverdrossen an die Türen der Paläste ebenso wie der armen Behausungen, immer fröhlich und mit allem zufrieden, was man ihm gab. Auch auf Spott und wüste Beschimpfungen der temperamentvollen und in ihrer Wortwahl nicht zimperlichen Römer antwortete er lächelnd mit einem aufrichtigen „*Gott sei's gedankt - Deo gratias!*“ In allem, nicht nur in den Almosen der Leute, sondern gerade in den Demütigungen sah Br. Felix eine Gabe aus Gottes Hand, die ihm und anderen zur Heiligung diente. An Armen ging er nie vorüber, ohne ihnen ein aufmunterndes Wort und von den Broten zu schenken, die er eben erbettelt hatte. Gerne sang Br. Deo gratias inmitten der Menschen mit heller Stimme kleine selbstgedichtete Lieder über die Liebe zu Jesus und Maria oder rezitierte Verse der Liturgie oder der Heiligen Schrift, die ihm dank seines ausgezeichneten Gedächtnisses wortgetreu aus dem Herzen aufstiegen. Kam er bisweilen schwer durch das dichte Gedränge, rief er: „*Platz, liebe Leut'!* Ein wenig Platz für den Esel aus dem Kapu-

zinerkloster!“ Stieß er aber auf sündhafte Verhältnisse, fand er, von Sorge und Mitleid über das moralische Elend der Menschen ergriffen, auch deutliche Worte der Ermahnung: „*Habt doch Erbarmen mit eurer Seele!*“

Der Kapuziner hatte ein hinreißend kindliches und offenes Gemüt. Neben den Armen und Kranken waren deshalb die Kinder der Stadt seine besonderen Lieblinge. Er liebte es, sie um sich zu scharen, und ließ sie das „*Deo gratias!*“ wiederholen, wie um sich bei seiner immerwährenden Danksagung an Gott für alle empfangenen Wohltaten von ihnen helfen zu lassen. Eine besondere Freundschaft und Seelenverwandtschaft verband ihn mit Philipp Neri, dem Apostel Roms und Gründer der Oratorianer. Wie herzlich konnten die beiden lachen und einander umarmen, wenn sie sich auf der Straße begegneten! Sie waren ein Herz und eine Seele. Kehrete Br. Felix mit den gesammelten „Schätzen“ dann müde ins Kloster zurück, begnügte er sich mit einigen Brotkrusten und ein wenig Wein. Er nahm es dankbar an, wenn ihm der Bruder Koch etwas von den Mittagsresten hinstellte, bat aber nie von sich aus darum. Nachts, wenn die Mitbrüder schliefen - er selbst ruhte nur zwei Stunden auf blanken Brettern -, ging er allein in die Klosterkirche und legte dort die Anliegen seiner Wohltäter und das ganze römische Volk in innigem Gebet vor Gott hin. Mit ausgespannten Armen vor dem Allerheiligsten stehend, verbrachte er Stunde um Stunde oft unter Tränen im Fürbittgebet, in tiefer Betrachtung und häufig, wie Mitbrüder insgeheim beobachteten, auch in Verzückung.

Im Laufe der 40 Jahre, in denen Br. Felix treu und mit beispielloser Demut sein Amt versah, lernten ihn die Römer kennen und lieben, bis er für sie aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken war. Immer häufiger hörte man von Heilungen und prophetischen Worten des Kapuziners, die sich, wie schon im Falle des von ihm vorausgesagten Sieges der christlichen Flotte 1571 in der Seeschlacht von Lepanto, bewahrheitet hatten. So verbreitete sich der Ruf

seiner Heiligkeit im Volk mehr und mehr. Den Ordensmann selbst quälten in seinen letzten sieben Lebensjahren heftige Koliken, doch sagte er über diese Leiden: *„Das sind Rosen, es sind Blumen.“* Sie vereinten ihn glücklich mit dem Gekreuzigten, und so entgegnete Br. Felix auf die Frage des Arztes, weshalb er nicht für seine eigene Gesundheit bete: *„Was sagen Sie? Selbst wenn ich wüsste, dass der Herr mich erhören würde, ich würde Ihn nicht darum bitten. Wenn Er die Schmerzen schon erlaubt, warum soll ich sie nicht aus Liebe ertragen?“* Und zum Erstaunen des Doktors stimmte der Bruder ein inniges Dankgebet an. Zusehends beugte den 72-Jährigen die Last des Alters, so dass man ihm gut zuredete, sein Amt doch abzugeben. Er aber wehrte ab: *„Der Soldat muss unter den Waffen sterben und der Esel unter dem Sattel.“* Einigen Freunden sagte er bereits seinen nahen Tod voraus. Als der Arzt schließlich eingestehen musste, er sei mit seiner Kunst am Ende, rief der Heilige erleichtert aus: *„Deo gratias! Deo gratias!“*

*A*m Tag vor seinem Sterben geriet Br. Felix plötzlich mit einem staunenden *„Oh!“* in Verzückung und sagte: *„Unsere Liebe Frau ist*

da in Begleitung von Engeln.“ Nachdem er tags darauf, es war der Pfingstmontag, der 18. Mai 1587, die Sterbesakramente empfangen hatte, rief der Kapuziner dreimal, wobei er immer lauter wurde: *„Deo gratias!“*, und schloss ruhig, als wolle er schlafen, die Augen. Kaum hatte sich die Nachricht vom Tod des heiligen Kapuziners in Windeseile in Rom herumgesprochen, als ganze Volksmassen zum Kloster strömten. Da die Kapuziner das Gebäude in begründeter Sorge absperreten, legte man kurzerhand Leitern an der Klostermauer an und drang in den Innenhof ein. Als die Brüder einem Kardinal schließlich doch öffnen mussten, wurden sie der nachdrängenden Menge nicht mehr Herr und mussten mit ansehen, wie die Klosterzelle des Verstorbenen regelrecht geplündert wurde: Stroh und Heu, auf dem er geschlafen hatte, abgetragene Sandalen, Bretter, Lumpen, sogar der Staub auf dem Fußboden fand dankbare Interessenten ... Zu dem in der Klosterkirche aufgebahrten Leichnam kam das Volk am folgenden Pfingstdienstag mit Messern und Scheren und schnitt ihm nicht nur vom Bart, von den Haaren und von der Kutte Teile ab, sondern selbst von den Fingernägeln. Die Römer sind eben ein besonderes Völkchen!

Hauptquelle: P. Edilbert Lindner OFM Cap, Die Heiligen des Kapuzinerordens, Verlag der bayerischen Kapuziner, Altötting

„Matthias, jetzt gehen wir!“

*Christoph Gmeiner aus Bernau am Chiemsee
hatte zeitlebens eine tiefe Beziehung zu seiner Taufpatin*

*Tante Elisabeth und seinem Onkel Matthias Hofmann. Schon als Kind bewunderte er ihre Bescheidenheit, mit der sie ihr hartes Leben meisterten. Obwohl sie selbst wenig hatten, ging Christoph nie ohne ein Taschengeld von ihnen weg. Wie sehr die dankbare Liebe dieses Ehepaar bis in den Tod vereinte,
davon erzählt uns ihr Neffe.*

*M*eine Tante Elisabeth wurde als junges Mädchen von den Besitzern eines kleinen

Bauernhofes in Kumpfmühle am Chiemsee adoptiert. Sie musste schon im Kindesalter

sehr viel arbeiten, und als ihre Adoptiveltern älter wurden, pflegte sie beide. 1953 heiratete sie meinen Onkel, als er aus jahrelanger Kriegsgefangenschaft heimkehrte. Er war ein sehr bescheidener Mann, bescheiden wie sie. Da sie nur acht Milchkühe besaßen, waren sie nicht in der Lage, sich teure Maschinen anzuschaffen, und mussten deshalb körperlich sehr schwer arbeiten. Aber nie hörte man sie jammern. Sie machten alles gemeinsam, am Morgen fuhren sie zusammen mit dem Fahrrad zur Hl. Messe und bestellten dann ihren Hof. Diese Genügsamkeit haben sie auch ihren beiden Kindern mitgegeben. Nie haben Onkel und Tante Wünsche geäußert, weil sie immer zuerst daran dachten, andere zu beschenken oder zu helfen, wo Not am Mann war. Nie beklagten sie sich, weder über eine Situation noch über einen Menschen. Ich habe kein zweites vergleichbares Ehepaar kennengelernt, wo einer dem anderen und für alles im Leben so dankbar war wie sie. Als sie das Anwesen ihrem Sohn übergaben, halfen sie noch bis ins hohe Alter mit, den Hof zu bewirtschaften.

Mit 85 Jahren erkrankte Tante Elisabeth an Parkinson und der damit einhergehenden Parkinsondemenz. Etwa ein halbes Jahr vor ihrem Sterben nahm sie öfters die Hand meines Onkels und sagte zu ihm:

„Matthias, jetzt gehen wir.“

*I*hre Schwiegertochter meinte damals, dass sie sich vielleicht nicht wohlfühlten und woanders leben wollten. Erst beim Tod ihrer Schwiegereltern begriff sie, was Elisabeth, ihre Schwiegermutter, damit hatte sagen wollen.

Ungefähr fünf Wochen vor ihrem Sterben brach sich mein Onkel bei einem Sturz den Oberschenkel. Er kam ins Krankenhaus und

anschließend in die Rehaklinik. Während dieser Zeit ging meine Taufpatin täglich durch den Bauernhof und suchte „ihren Matthias“.

Mein Onkel erholte sich jedoch nicht mehr, so dass man ihn erneut ins Krankenhaus bringen musste. Wenige Tage danach verschlechterte sich auch der Gesundheitszustand meiner Tante derart, dass man sie in die gleiche Klinik brachte. Onkel Matthias wollte aber nicht mit ihr im selben Zimmer liegen aus Rücksicht, damit sie sein Leiden nicht mit anschauen musste. Kurz darauf rief mich meine Schwägerin an mit der Nachricht, dass es beiden sehr schlechtging. Ich fuhr gleich ins Krankenhaus, sie besuchen, nahm ein Bild des Barmherzigen Jesus mit und brachte es dem Onkel ans Krankenbett. Er erkannte mich und hörte mir aufmerksam zu. Nachdem wir kurz miteinander gesprochen hatten, ging ich einige Zimmer weiter zu meiner Taufpatin. Sie lag bereits in einer Art Koma, deshalb betete ich an ihrem Bett den Barmherzigkeitsrosenkranz. Zwei Tage später verstarb meine Tante in Anwesenheit ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter. Beide wollten nun in das Krankenzimmer von Onkel Matthias gehen, um ihm vom Heimgang seiner Frau zu berichten und ihn zu trösten. Doch gerade in diesem Moment kam der Oberarzt zur Tür herein und teilte ihnen mit, dass soeben auch mein Onkel verstorben war. Der Oberarzt, der nicht an die Existenz Gottes und Seine barmherzige Liebe glaubte, sagte: *„So etwas habe ich noch nie in meiner Zeit als Arzt erlebt.“*

Die Liebe dieses Ehepaares zueinander war so tief, und durch ihr hartes Leben verdankten sie einander so sehr, dass diese Einheit sogar bis in dieselbe Sterbestunde hineinreichte. Wenige Tage nach ihrem Sterben am 10. Januar 2013 wurden sie gemeinsam in Hittenkirchen zu Grabe getragen.

„Danke für alles Gute, das du mir erwiesen hast!“

Vielen ist Dr. Dr. Dr. Peter Egger aus Südtirol als Autor, Theologe und Referent zahlreicher Vorträge im deutschsprachigen Raum ein Begriff. Überaus geschätzt sind seine Sendungen bei Radio Horeb, Radio Maria und im K-TV wie auch sein Wirken in der Familienpastoral und seine Lehrtätigkeit als Dozent für Religionswissenschaften an der Philosophisch-Theologischen Hochschule „Benedikt XVI.“ in Heiligenkreuz, Österreich. Was allerdings nur wenige wissen, ist die Tatsache, dass der über 1,90 m große Dr. Egger in seiner Jugend auch ein begeisterter Zehnkämpfer in der Leichtathletik war.

Ebenso wenig ist bekannt, dass er mit seiner Frau Daniela seit über 30 Jahren eine überaus glückliche Ehe führt und die Dankbarkeit ein besonderer Wesenszug dieses demütigen Mannes ist. Das Ehepaar Egger schätzt es, hinter seiner vielfältigen pastoralen Tätigkeit verborgen zu bleiben. Deshalb sprechen die beiden kaum einmal über sich selbst. Erst auf unsere Bitten hin erlaubten sie uns dann doch, dieses spirituelle Zeugnis ihrer Liebe zu publizieren, das der junge Ehemann am ersten Hochzeitstag aufgeschrieben und später ergänzt hat. Möge es anderen Paaren eine Hilfe sein, um das Ehesakrament noch bewusster und tiefer zu leben.

*E*s war im Mai, als ich meiner lieben Daniela in Padua zum ersten Mal begegnete. Sie war eine junge Grundschullehrerin, und ich erinnere mich noch gut daran, wie ich gleich von ihr bezaubert war! Alles schien wie von einem höheren Licht erfüllt zu sein. Ich hatte plötzlich liebende Augen für meine Mitmenschen! Auch die Natur schien mir lieblicher zu sein: Das Gras war grüner, der Himmel war blauer, die Sonne schien wärmer, ich hörte Vögel zwitschern und lauschte dem Gemurmel munterer Frühlingsbäche. Es war im Mai ... Als ich Daniela näher kennenlernen durfte, stellte ich zu meiner großen Freude fest, dass uns neben einer hohen menschlichen Wertschätzung auch eine tiefe Seelenverwandtschaft verband. Wir sahen beide im christlichen Glauben das Zentrum unseres Lebens und betrachteten das Evangelium als das Ideal des Lebens und der Liebe. Und so beschlossen wir, uns im Namen

Gottes auf den gemeinsamen Weg der Liebe zu machen. Gott sollte die Mitte unseres Lebens sein, und Seine Liebe sollte das Licht unserer Liebe werden! Wir wollten unsere Liebe ganz nach dem Evangelium ausrichten! Wir versuchten miteinander zu beten und gingen gemeinsam zur Hl. Messe. Wir bemühten uns um Tugend und Herzensbildung und erforschten immer wieder unser Gewissen. Das Ziel unserer Liebe war nicht nur das Glück des Herzens, sondern auch das Heil der Seele! Die gegenseitige Liebe sollte uns helfen, Gott immer näher zu kommen!

Wir hatten uns sehr viel vorgenommen! Und wir durften spüren, wie uns die gegenseitige Liebe dazu anspornte, als Menschen innerlich zu wachsen. Aber je mehr wir uns um ein Leben nach dem Evangelium bemühten, desto deutlicher erlebten wir auch manche Grenzen unserer Liebe. Wir spürten, dass wir eine viel

größere und stärkere Liebe brauchten: Wir sollten uns mit der Liebe Gottes lieben! Nur wenn unsere Liebe von der Gnade der göttlichen Liebe erfüllt war, konnten wir zur gottgewollten Entfaltung unserer Liebe gelangen! Wir begannen nun allmählich zu begreifen, was mit dem Sakrament der Ehe gemeint war: wir sollten uns im Auftrag und mit der Gnade Gottes lieben! Beide wussten wir nun endlich, dass wir durch das Eheversprechen den Liebes-Auftrag Gottes für den anderen übernehmen würden. Gott will uns an Seiner Stelle zu unserem Partner senden und ihn durch uns lieben. Gott vertraut uns den geliebten Menschen an, damit wir ihn mit Seiner Achtung, Herzlichkeit und Großzügigkeit, aber auch mit Seiner Langmut, Geduld und Nachsicht lieben. Durch den Ehebund erhalten wir von Gott die Kraft und die Gnade, den Ehepartner mit Seiner Liebe zu lieben! Gott beruft uns dazu, Sein Sakrament für den Partner zu sein. Er will, dass unsere geheiligte Liebe den andern immer mehr zur Vollendung führt!

Daniela und ich verstanden nun auch den tiefsten Grund für die Unauflöslichkeit der sakramentalen Liebe. Wenn wir den Partner mit der Liebe Gottes lieben, können wir ihm die Liebe nicht aufkündigen. Unsere Liebe soll ja von der unendlichen Liebe Gottes geprägt sein. Eine solche Liebe hält nicht nur in Hoch-Zeiten, sondern auch in Tief-Zeiten. Wir sollen, wie Gott, immer wieder barmherzig und nachsichtig sein. Wir sollen ständig bereit sein zu stützen und zu ermutigen! Wir sollen alles tun, um den liebsten Menschen heil zu Gott zu bringen! Am Ende unseres Lebens wird Gott uns fragen: Wo ist deine Liebste, die Ich dir anvertraut habe für Zeit und Ewigkeit? Wo ist dein Liebster, dessen zeitliches und ewiges Glück und Heil Ich in deine Hände gelegt habe?

Daniela und ich begriffen, dass unsere Liebe auch offen sein sollte für viele Menschen. Unsere gemeinsame Liebe sollte auch für andere Menschen zum Segen werden. Unsere Ehe sollte also in einem viel weiteren Sinn Sakrament, d. h. Heilmittel Gottes sein, als wir ursprünglich gedacht hatten. Gott wollte uns

dazu berufen, Seine Liebe durch unsere Liebe weiterzuschicken. In erster Linie sollten wir Seine Liebe an die Kinder weitergeben, die Er uns schenken würde. Wir sollten diesen Kindern nicht nur das leibliche Leben schenken, sondern ihnen auch das Leben des Glaubens vermitteln. Wir begannen zu begreifen, dass wir auch für unsere Umwelt und für unsere Mitmenschen als kleine Boten der göttlichen Liebe wirken sollten. Unsere Nachbarn, unsere Freunde und Verwandten, aber auch die Armen, Alten, Kranken und Ausgestoßenen sollten durch unsere Liebe ein wenig von der Liebe Gottes erfahren. Wir waren zutiefst ergriffen von dieser wunderbaren Sicht der Liebe, die uns durch die Gnade Gottes geschenkt wurde. Wir ahnten aber auch, wie lang und mühselig dieser Weg zur wahren Liebe sein würde.

Es folgte eine achtjährige Zeit des geistlichen Wachstums und des sehnsuchtsvollen Wartens, in der wir uns oft nur alle paar Monate sehen konnten. Endlich war es dann so weit! Unsere Hochzeit fand in der Kirche der „Casa della Providenza di Sant’ Antonio“ („Haus der Vorsehung des hl. Antonius“) in Padua in Italien statt. Wir heirateten inmitten von vielen Behinderten. Der Friedensgruß dauerte außergewöhnlich lang, weil jeder einzelne Behinderte von uns umarmt und geküsst werden wollte. Wir gingen von Rollstuhl zu Rollstuhl und von Bahre zu Bahre. Die Liebe und Freude, aber auch das Weinen und Seufzen dieser Behinderten waren unbeschreiblich!

Daniela und ich sind nun seit über 30 Jahren verheiratet. Wir dürfen sagen, dass wir eine sehr glückliche Ehe führen! Es war gut, dass wir uns lange auf unsere Hochzeit vorbereitet haben. Wir sind dankbar dafür, dass wir die tiefe Bedeutung des Ehesakraments begreifen durften! Wir spüren, dass Gott unsere Ehe reich gesegnet hat. Er hat uns aber auch beim Wort genommen und hat uns im Laufe der Jahre viele, viele Menschen geschickt, die an unsere Türe klopfen. Er gab uns aber auch die Kraft, die wir brauchten, um Seinen Auftrag der Liebe zu erfüllen. Es gab viele Freuden, aber auch

manche schwere Prüfungen. Zwischen uns aber herrschte stets eine tiefe innere Harmonie und Einheit. Wir durften immer wieder erleben, dass Gott selbst die innerste Quelle unserer Liebe ist. Ihm wollen wir allezeit für dieses himmlische Geschenk danken! Ich danke aber auch meiner

lieben Daniela für das unendlich viele Gute, das sie mir in den langen Jahren unserer Ehe erwiesen hat. Jeden Abend sage ich ihr vor dem Einschlafen ganz leise:

„Danke für alles Gute, das du mir heute erwiesen hast!“

*Oh Gott, ich danke Dir
für meine liebe Frau! Ich ahne durch ihre Liebe,
wie sehr Du mich liebst!*

*Gib mir viel Feingefühl
des Herzens, damit auch ich sie mit Deiner zarten Liebe
lieben und ehren kann!*

*Vergilt Du ihr alles Liebe und Gute,
das sie mir in Deinem Namen Tag für Tag erweist!*

Peter Egger

Dirigentenstab und Kochlöffel

Verliebtsein, Kindererziehung, berufliche Entfaltung, Zeitmangel, sich zurücknehmen für den anderen ... Wer verheiratet ist und Familie hat, weiß nur zu gut, wovon die Rede ist. Welche Hilfe man dabei aus dem Glauben schöpft, dürfen Manfred (55 J.) und Christiane (50 J.) Honeck aus Altsch im österreichischen Vorarlberg seit Jahren dankbar erfahren, seitdem Gott für das Musikerehepaar bewusst die Mitte des gemeinsamen Lebens wurde. Das aber war nicht immer so. Es war ein Wachsen!

Manfred: Wenn ich zurückblicke, stelle ich mit Erstaunen fest, wie manche entscheidende Ereignisse meinem Leben eine ganz neue Richtung gaben. So war ich gerade erst sieben Jahre alt, als zu meinem Schock unsere Mutter starb. Vater, ein pensionierter Briefträger, entschied

sich damals, mit seiner neunköpfigen Familie von Vorarlberg nach Wien zu übersiedeln, einzig um uns Kindern ein Musikstudium zu ermöglichen. Woher er, alleine und ohne Geld, den Mut dazu nahm, weiß ich bis heute nicht. Mich schickte man jedenfalls mit zehn Jahren ins

Zisterzienserstift Zwettl, wo ich als Sängerknabe ausgebildet wurde. Dort, bei den Mönchen, fand ich zum Gebet. Weil aber daheim in Wien nie gebetet wurde und ich nicht als Spinner dastehen wollte, tat ich es heimlich. Verstohlen huschte ich als Bub beim Vorbeigehen auch oft in eine Kirche, um mit Jesus zu sprechen. Zwar wollte ich meinen Glauben bekennen und authentisch im Alltag umsetzen, aber noch fehlte mir der Mut dazu. Als junger Musikstudent vertiefte ich mich dann mit wachsendem Interesse in die Hl. Schrift, las über Heilige und vor allem über Maria und ihr Kommen nach Fatima und Lourdes.

Christiane: Also bei mir war das etwas anders! Unbekümmert und wohlbehütet verbrachte ich meine Kindheit 60 km südlich von Wien in Grünbach am Schneeberg. Meine polnische Großmutter mütterlicherseits war tieffromm, und meine Mutter, eine Geigenlehrerin, bemühte sich um den sonntäglichen Messbesuch. Mich hingegen interessierte das Weltliche, vor allem das Tanzen, mehr als alles Religiöse. So beschränkte sich mein Gebetsleben auf die allabendliche Bitte: „*Maria, bitte führe mir einmal den richtigen Mann zu!*“

Manfred: Gott sei Dank wurde dieses Beten dann prompt erhört! Genauer gesagt war es 1979 auf einem Jugendorchestercamp in Salzburg, als ich Christiane kennenlernen durfte. Sie war damals erst 16 Jahre alt, Schülerin der Wiener Musikhochschule und spielte wie ich zweite Geige. Das Mädchen gefiel mir auf Anhieb, und so gab ich Christiane als Stimmführer nur zu gern Nachhilfestunden, um sie auf die spieltechnische Höhe der anderen Teilnehmer zu bringen. War sie die Richtige? Wollte ich doch damals schon eine Frau heiraten, die bereit war, mit mir ein christliches Leben zu führen! Ich hoffte es sehr.

Christiane: Das erste Zusammentreffen ist auch mir noch lebhaft in Erinnerung, besonders der erste Spaziergang, der uns an einem Wegkreuz vorbeiführte. Unabhängig voneinander blieben Manfred und ich für ein paar Augenblicke still vor dem Holzkreuz stehen. Keiner von uns bei-

den wollte achtlos daran vorübergehen. Diese kleine Geste war damals das Erste, was uns ohne Worte innerlich verband. Klar waren wir bald Feuer und Flamme füreinander. „*Du hast Mozartaugen!*“, lautete das etwas ungewöhnliche erste Kompliment des 21-jährigen Musikstudenten, in dessen Nähe ich mich von Anfang an geborgen und angenommen fühlte.

Manfred: Zum Leidwesen der zukünftigen Schwiegereltern und Christianes Geigenlehrerin, die meinte, ihre Schülerin verbaue sich die Zukunft, haben wir uns rasch verlobt - romantisch bei Geigenmusik, mit Ringen und Blumen. Geheiratet wurde 1981 in meinem geliebten Stift Zwettl, wo ich als Bub für meine spirituelle Formung so viel Gutes erfahren hatte.

Christiane: „*Kinderhochzeit!*“, scherzten manche der Verwandten damals, und das wohl nicht ganz zu Unrecht, denn das glückliche Brautpaar zählte tatsächlich erst 18 und 23 Jahre.

Manfred: Verliebt wie wir waren, machte es uns gar nichts aus, in Wien arm zu leben. Allerdings entfaltete sich zu meiner Ernüchterung unser gemeinsames Glaubensleben leider nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte, kein Tischgebet oder regelmäßiges sakramentales Leben. Christiane war noch nicht so weit, dafür aber bald in Erwartung.

Christiane: Eigentlich hatte ich nie an etwas anderes als an Ehe und Familie gedacht. Ich war eine liebende junge Ehefrau, die mit der Geburt unseres Erstgeborenen, Joachim (1982), auch glücklich in die Mutterrolle hineinwuchs. Natürlich hieß das auch Freiheiten aufgeben, aber Manfred verstand es, mich liebevoll aufzubauen. Er unterstützte mich, wo er konnte, und zeigte echtes Verständnis für mich. Ich meinerseits war stolz auf meinen Mann, der inzwischen bei den Wiener Philharmonikern spielte und erste Erfolge als Dirigent feierte.

Manfred: Wie unendlich dankbar war ich meiner Christiane, dass sie der Familie zuliebe ihre Ausbildung zurückstellte! Diese schloss

sie später übrigens, trotz Haushalt und drei Kindern, doch noch mit dem Staatsexamen als Musikpädagogin ab. Als ich 1992 die Stelle des Ersten Kapellmeisters an der Zürcher Oper bekam, leitete Christiane voll Energie den Umzug nach Vorarlberg und organisierte geschickt den gesamten Hausbau.

Ohne die ideale Einstellung meiner Frau wäre ein Familienleben für mich als Dirigent undenkbar gewesen und ist es heute immer noch! Aber ich ahnte damals zu wenig, was es wirklich für meine Frau bedeutete, rund um die Uhr daheim zur Verfügung zu stehen und sich um alles zu kümmern.

Gestörte Harmonie

Christiane: Tatsächlich gestaltete es sich für mich immer schwieriger, mit einem Künstler verheiratet zu sein. Der Terminkalender meines Mannes wurde stets gedrängter, die Zeiten seiner Abwesenheit stets länger. Manfred war viel unterwegs im Ausland, in Opernhäusern und Konzertsälen, umgeben von Applaus, während ich daheim unbeachtet Windeln wechselte und die Erziehung der wachsenden Kinderschar mit Unterstützung meiner Eltern und der Verwandten zu bewältigen versuchte. Das Gefühl, meine Jugend nicht voll ausgekostet zu haben, machte mir zu schaffen. Zudem erlebte ich mich oft auch frustriert und mit den Kindern hoffnungslos überfordert. Leider suchte ich damals keine Hilfe im Glauben, und Maria war noch nicht in mein Leben getreten. Gefühle von Einsamkeit und Leere quälten mich.

Manfred: Ja, es gab sie, diese Zeiten der Entfremdung, denn leider brachte es mein Beruf mit sich, selten daheim zu sein. Unzählige Male hieß es bei Problemen, die Vaterrolle über das Telefon auszuüben, bis ich mir entschlossen sagte: „*Sei ehrlich mit dir selbst, und geh den*

Glaubensweg mit deiner Familie konkreter, konsequenter, so wie du es vor Jesus als richtig erkennst!“ Die Überraschung daheim war groß und der Widerstand nicht geringer, als Schritt für Schritt Tischgebet, Sonntagsmesse und Hl. Beichte vor kirchlichen Hochfesten „eingeführt“ wurden. Als Vater kann ich ein Lied davon singen, was es heißt, dabei Kämpfe bis zum Ende beharrlich durchzustehen.

Christiane: Bei aller Liebe konnte ich Manfred im geistlichen Leben nicht folgen. Z. B. den Schmerzhaften Rosenkranz am Freitag um 15.00 Uhr zu beten, wenn Freunde in gemütlicher Runde bei uns waren, schien mir übertrieben und war mir direkt unangenehm, selbst wenn zu meinem Erstaunen sogar manche Gäste bereitwillig mitbeteten. Medjugorje-Fasten bei Wasser und Brot, wenn ich gekocht hatte, verletzte mich. Überhaupt war Maria für mich kein Thema, höchstens wenn ich, im Blick auf Manfreds ausgesprochene Marienliebe, öfters dachte: „*Es ist fast schon so, als ob er Maria mehr liebt als mich.*“ Im Glauben harmonierten wir einfach nicht und litten deshalb beide.

Gemeinsame Wege im Einklang

Manfred: Meine Frau war im geistlichen Leben noch orientierungslos und suchend, als sie sich 1999 für Einkehrtage entschied.

Als Christiane strahlend heimkam, war mir sofort klar, dass sie offensichtlich Dinge gehört hatte, die sie für den Alltag dringend

brauchte und die ihr geholfen hatten. Sie war restlos begeistert, und ich erleichtert. **Christiane:** Tatsächlich begann mit diesem Einkehrwochenende in St. Johann in Tirol mein Glaubensleben. Ein völliges Umdenken setzte in mir ein, eine ganz neue Sichtweise. Zwar weit davon entfernt, alles begriffen zu haben, was man mir in diesen Tagen so lebendig und ansprechend vermittelt und vorgelebt hatte, erfüllte es mich dennoch. Hieß es früher bei mir: „*Jesus ja, Kirche nein!*“, wandelte sich das nun gewaltig. Bewusst setzte ich mich mit verschiedenen Glaubensthemen auseinander. Waren mir Sakramente, Anbetung und Rosenkranz bisher fremd geblieben, so konnte ich mich nun diesem Reichtum endlich öffnen. Ich erkannte jetzt den Wert der Hl. Messe und war glücklich darüber, meinen Mann erstmals von der Seele her besser zu verstehen.

Manfred: Ich erinnere mich, wie Christiane mich damals mit Theresa, unserem sechsten Kind, zu einem Konzert nach Stockholm begleitete. Die beiden blieben im Hotel, während ich Probe mit dem Schwedischen Radio-Symphonieorchester hatte.

Christiane: Ja genau, damals kam mir beim Stillen unserer Jüngsten plötzlich der Gedanke: „*Jetzt hast du Zeit, lerne doch die Rosenkranzgeheimnisse auswendig.*“ Gesagt, getan! Manfred freute es dann vor allem, dass wir nach 20 Ehejahren anfangen, miteinander zu beten.

Manfred: Für uns begann eine ganz neue Zeit, denn nun gestalteten wir gemeinsam das Glaubensleben in der Familie, indem wir vor allem die Bitte der Muttergottes von Medjugorje freudig annahmen: „*Stellt Gott in den Mittelpunkt eures Lebens!*“ Endlich konnte ich mit meiner Frau das teilen, was ich im Beruf schon lange zu leben versuchte. Mir waren z. B. seit jeher die Ehrlichkeit und das Ablegen jeglicher Menschenfurcht wichtig, wenn es darum ging, den katholischen Glauben und die Kirche zu verteidigen. Deshalb sprach ich auch während eines Interviews für die New York Times ziemlich offen über meine Gesinnung, obwohl enge Freunde mich gutmeinend davon abhalten wollten, weil meine Offenheit negative berufliche Folgen haben könnte. Das Gegenteil war der Fall, denn ich darf bis heute großartige Weltklasse-Orchester dirigieren.

Vor 13 Jahren kam Manfred im Blick auf die sich kreuzenden Holzbalken im ersten Stock unseres Hauses die Idee, dort eine Kapelle einzurichten. Seither kommen regelmäßig befreundete Priester, um dort die Hl. Messe zu feiern. In unserer schlichten Hauskapelle ist zwar kein Allerheiligstes, aber wir haben dort zwei kostbare Reliquien, eine vom hl. P. Pio und die andere von unserem Familienpatron, dem sel. Kaiser Karl von Österreich.

Gott ist uns unentbehrlich geworden

Christiane: Das große Geschenk des vertieften Glaubens hatte zwar äußerlich nichts an meinem oft monotonen Alltag und meinen Mühen als Mutter und Hausfrau verändert. Doch in meiner neuen Ausrichtung auf Jesus hin lernte ich langsam, Ihm alles zu schenken, Ihm alles aufzuopfern. So bekamen die weiterhin gleichen Arbeiten, Lebenssituationen und Probleme plötzlich

einen völlig neuen Sinn und Wert. Auch künftig hieß es, Manfreds Dirigentenstress hautnah miterleben und mitzutragen, wenn er etwa im Mai 2013 aus den USA schrieb: „*Ich bin unter enormem Druck: Komme gerade aus Cleveland und habe in den nächsten Wochen Konzerte in Pittsburgh samt CD-Aufnahmen und Radioübertragungen. Außerdem muss ich dann*

gleich nach Wien und anschließend nach Berlin für eine CD-Aufnahme mit Anne-Sophie Mutter und den Berliner Philharmonikern.“ Inzwischen bin ich aber viel gelassener, auch wenn unsere Kommunikation von einem Kontinent zum anderen wegen der Zeitverschiebung nicht immer einfach ist. Jetzt weiß ich mich Manfred durch das Gebet so sehr verbunden, dass ich ihn geistig überallhin begleiten kann.

Manfred: Genau so ist es! Dieses gegenseitige Vertrauen ist uns unentbehrlich geworden, denn wir leben in unserer Ehe ja zeitweise auch zölibatär, in einem Treu-Ausharren, was nicht leicht, aber mit Gottes Hilfe zu schaffen ist. Und nicht selten dürfen wir sogar die fühlbare

Erfahrung machen, wie Gott räumlich getrennte Herzen miteinander zu verbinden vermag.

Christiane: Langsam sind auch die Kinder in den Glauben hineingewachsen. Vieles ließ sich da nur mit Gebet und Geduld lösen. Ja, es gibt wirklich eine Menge zu danken und zu bitten! Vor allem beim Tabernakel, wo Jesus immer auf mich wartet, wo ich alles aussprechen und „abladen“ kann, wo ich frei über Seine Zeit verfügen darf. Er beschenkt mich gratis, bis hin zur Heilung, ohne dafür bezahlen zu müssen. Deshalb sage ich mir mitten im Trubel oft: „*Lass jetzt alles liegen und stehen, und geh zu Ihm, zur Hl. Messe! Sie ist so kostbar. Dann wird der Herr schon alles andere segnen!*“

Im Laufe seiner umfangreichen Konzerttätigkeit dirigierte Manfred Honeck führende internationale Klangkörper, darunter das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, das Royal Concertgebouw Orchestra (NL), das London Philharmonic Orchestra und jenes von Israel, das Orchestre de Paris, die Accademia di Santa Cecilia in Rom sowie die Wiener Philharmoniker und verschiedene Philharmonie-Orchester in den USA. Seit 2008 ist er Musikdirektor des Pittsburgh Symphony Orchestra. Im Februar 2013 gab Dirigent Honeck sein erfolgreiches Debüt am Pult der Berliner Philharmoniker. In der Saison 2013/2014 kehrt er u. a. nach Prag, Bamberg, New York, Los Angeles, Boston und Rom zurück und gibt sein Debüt beim Philadelphia Orchestra.

„In meinem Beruf als Dirigent ist mir das tägliche Gebetsleben wichtig, denn ich arbeite ständig mit Menschen und werde mit deren Problemen konfrontiert. Zudem bleiben auch Versuchungen nicht aus. Deshalb ist mir das persönliche Gebet, besonders der Rosenkranz, vor jedem Auftritt zur Selbstverständlichkeit geworden, oft gemeinsam mit Musikern. Wenn wir uns zum Beten im Hotelzimmer treffen, sind dies manchmal sehr gnadenreiche Momente.

Der tägliche Messbesuch ist mir als Katholik ebenfalls sehr wichtig. Es ist, als besuche ich einen lieben Freund. Meistens muss ich in der Fremde mit dem Taxi oder per Metro eine Kirche suchen, wie etwa in Tokyo. Dann wird mir immer wieder neu bewusst, wie universal, weltweit, die katholische Kirche ist.

Ich bin Gott überaus dankbar für die Gabe, Menschen durch die Musik ein Stück näher zu Ihm führen zu dürfen. Denn Musik kann Unglaubliches bewirken. Sie kann viel tiefer in die Seele eindringen, als Worte es vermögen. Sie kann die Herzen sehr berühren, ja sogar heilen. Viele Briefe, die ich erhalte, nicht selten von jungen Menschen, zeugen davon.“

Füreinander bestimmt!

Am 8. September 2012 gaben sich Johannes Fischer und Julia Anna König ihr Jawort. Johannes hatte lange gewartet, bis er die Frau traf, der er für immer die Treue versprechen wollte. Beide sind fest davon überzeugt, füreinander bestimmt zu sein. Deshalb waren sie auch bereit, aus Dankbarkeit ihre Geschichte zu erzählen.

Julia: „*M*ein Leben hat sich verändert, als ich mit 14 Jahren das erste Mal nach Medjugorje fuhr. Das habe ich einer 85-jährigen Frau zu verdanken, deren größte Freude es ist, Jugendliche aus unserem Dorf für diese Pilgerfahrt zu begeistern und zu sponsern. Eigentlich möchte ich mich auch bei meiner Oma im Himmel bedanken, denn sie hat, wie ich im Nachhinein erfahren durfte, die Königin des Friedens sehr verehrt und ihre Freundin, jene 85-jährige Frau, dafür begeistert. Ich begann Schritt für Schritt mein Leben der Gottesmutter zu übergeben; ich fing an, den Rosenkranz zu beten, die Heilige Schrift und Heiligenbiographien zu lesen und bewusst sonntags in die Hl. Messe zu gehen.

Jetzt kann ich zurückblickend sagen, dass mir Gott als unverdientes Geschenk das Samenkorn des Glaubens ins Herz gepflanzt hat, weil ich die Freude der Christen leben wollte. Für meine Familie war es jedoch sehr erstaunlich, warum sich ein jungliches Mädchen plötzlich wie aus heiterem Himmel mehr für Gott interessiert als für Partys, Jungs und modische Kleidung. Meine Mutter meinte, wenn ich mich weiterhin so benähme, würde ich nie einen Mann bekommen und würde alt und einsam sterben. Innerlich musste ich schmunzeln, weil ich wusste, dass Jesus bessere Pläne hat, und ich weiß auch, dass sie es nicht böse gemeint hat, denn Mütter wünschen ihren Kindern nach ihrem Ermessen immer das Beste.“


Johannes: „Aufgewachsen in einer gläubigen Familie, war es für mich selbstverständlich, jede Entscheidung in meinem Leben an den Geboten Gottes auszurichten. Zwei meiner drei leiblichen Geschwister haben sich für ein gottgeweihtes Leben in der Familie Mariens entschieden. Dadurch hatte ich schon seit meiner Jugend eine enge Verbindung zu den Brüdern und Schwestern der Missionsgemeinschaft, weshalb die Frage nach einer geistlichen Berufung für mich genauso gegenwärtig war wie die Frage nach einer glücklichen Ehe.


*A*ls ich 21 Jahre alt war, verliebte ich mich in ein bildhübsches Mädchen und dachte, sie wäre meine Traumfrau. Wir waren vier Jahre zusammen, leider konnte sie meine Einstellung zum Glauben nicht wirklich teilen. Unsere Verlobung war der Beginn des Endes unserer Beziehung, denn in unseren inneren und äußeren Wertvorstellungen stimmten wir immer weniger überein. Was wollte Gott nun in meinem Leben verwirklichen?

Durch den tiefen Trennungsschmerz fiel es mir schwer, meine neue Aufgabe als junger selbständiger Schreinermeister zu bewältigen. Doch konnte mich Gott in diesen schmerzlichen Jahren sehr gut führen. Er lehrte mich die Beständigkeit im Gebet und gab mir die nötige Kraft für meine Arbeiten - aber nicht mehr!


Im Nachhinein bin ich sehr dankbar für diese

leidvollen Erfahrungen, denn dadurch hat mich Gott für Seinen Plan gefügig werden lassen und befähigt, mit Menschen in Notsituationen mitfühlen zu können. Durch eine ganz besondere Fügung wurde ich gedrängt, meinen Jugendtraum zu verwirklichen, nämlich Harfen zu bauen. Fast genau vor zehn Jahren entwickelte ich das erste Modell der ‚Finessharfen‘ und konnte mich selbständig machen. Einige Jahre lebte ich nun fast abgeschieden von der Welt in meiner kleinen Werkstatt, um den Harfenbau weiter zu verfeinern. Das kostete mich sehr viel Kraft, aber ich kann dafür nur danken, denn so reifte alles heran, um eine Familie gründen und ernähren zu können.“

Julia: „ach meiner ersten Medjugorjepilgerfahrt war ich sehr allein mit meinem Glauben. Vor meiner Bekehrung hatte ich einige Beziehungen, die nicht ideal waren. Denn damals hatte ich ein falsches Bild von Liebe, ich war egoistisch und sehr auf das körperlich Äußerliche fixiert. Das hatte sich jetzt geändert. Deshalb war es für mich ein großes Geschenk, als ich eine gläubige Freundin fand, durch die ich die ‚Jugend 2000‘ kennenlernen durfte. Zusammen mit mehreren Jugendlichen weihte ich mich der Muttergottes. Erfüllt von der Gnade, machte ich mir über eine Partnerschaft in dieser Zeit wenig Gedanken, worin mich ein Priester bestärkte: *‚Vielleicht wirst du Ordensschwester, wir werden sehen; aber wenn Gott dir einen Mann schickt, dann schickt Er dir den Besten, den du dir je erträumen kannst.‘* Dieser Priester sollte recht behalten.“

Johannes: „ch war mittlerweile schon 33 Jahre alt, und die Zeit des Wartens schien mir unendlich lang. Ich engagierte mich in meiner Freizeit bei Jugendwallfahrten und Glaubenstreffen und begegnete dort immer öfter einem Mädchen, Julia, die mir zunächst gar nicht auffiel. Doch einmal, ganz plötzlich, bemerkte ich sie, und ich verspürte eine starke Liebe zu ihr, gepaart mit der Gewissheit, dass Julia eine große Liebe zur Muttergottes in sich trägt. Ihr strahlendes Gesicht und ihr zurückhaltendes, feines Wesen stimmten

genau mit der Natürlichkeit überein, mit der sie die Wundertätige Medaille trug. Daher beschloss ich, ihr einen Gruß zu schreiben.“

Julia: „it 18 Jahren erhielt ich einen Brief von einem gewissen Johannes Fischer, der mich als ‚lieber Sonnenschein‘ bezeichnete. Wer war das gleich noch mal? Ach ja, der Harfenbauer, den hatte ich ja schon beim Prayerfestival gesehen, bei einigen Wallfahrten und zuletzt beim Pizzaessen mit Freunden. Es hat mich immer gewundert, dass er noch keine Frau hat bzw. ich hatte mich gefreut, weil ich dachte, dass er vielleicht mit meiner Freundin eine Freundschaft beginnen könnte. Ja, eigentlich hatte ich mit Johannes noch nie wirklich gesprochen, aber ich wusste, dass er es ernst meinen würde! Ich war mir seiner schönen Herzenshaltung ziemlich sicher, sonst hätte er mich nicht beachtet und schon gar nicht so lange auf ein Mädchen gewartet. So vereinbarten wir unser erstes Treffen am 13. November 2009 nach einer Jugendkatechese. Ich freute mich! Wir redeten lange bis in die Nacht hinein. Es war, als ob ich ihn schon immer gekannt hätte, und wir beide wussten, dass wir zusammengehören. Aus Dankbarkeit, dass wir uns gefunden hatten, beschlossen wir, am nächsten Tag zu ‚Unserer Lieben Frau‘ nach Altötting zu pilgern. Seit mehreren Jahren hat Johannes jährlich eine Fußwallfahrt zur Gottesmutter gemacht und hier in Altötting darum gebetet, bald einmal seine zukünftige Frau finden zu dürfen. Dieses Mal wollten wir es gemeinsam tun: zu Fuß und in der Nacht - nicht um zu bitten, sondern um zu danken.

Nun hatte ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen. Ich beendete die Ausbildung als Hauswirtschafterin, gemeinsam bereiteten wir eine kleine Wohnung über der Werkstatt von Johannes als unser Heim vor, und nach knapp drei Jahren, am 8. September 2012, haben wir dann geheiratet. Ich glaube, dass die Beständigkeit im Gebet von Johannes und seine Opferbereitschaft wesentlich zu meiner plötzlichen Bekehrung beigetragen haben. Ohne den Glauben hätte ich sicher eine ganz andere Lebensweise, hätte

vielleicht meine Erfüllung nur im Beruf gesucht und hätte gewiss nicht das Glück erfahren, das ich heute als christliche Ehefrau und Mutter leben darf. Dafür bin ich sehr dankbar.“

Johannes: „*A*uch ich kann nur danken, dass Gott mich in so vielen Jahren des Schmerzes, der Trauer und der Ungewissheit für Seinen Plan vorbereitet hat. Heute darf ich sagen, dass Er mir alle meine Herzenswünsche erfüllt hat: Ich habe eine wunderbare Frau, eine gesunde Tochter,

bald können wir unser eigenes Haus beziehen, und ich konnte mich selbständig machen, so dass ich gleich neben unserer Wohnung arbeiten und der Familie nahe sein kann. Ich konnte meinen Traum verwirklichen, mein Hobby zum Beruf machen, als Schreiner und zugleich als Musiker und Künstler gestalterisch tätig sein. Zusammen mit meiner Julia möchte ich Gott für alles danken! Auch für all jene Menschen, die uns im Verborgenen durch das Gebet begleitet und die Liebe zu Gott gelehrt haben und ohne die wir uns sicher nicht kennengelernt hätten.“

Am 28. Juli 2013 wurde Bernadette Maria geboren. „Unsere Tochter ist für uns ein riesiges Geschenk. Vor allem aber danken wir Gott, dass sie als gesundes Kind geboren wurde, und haben sie ganz dem Schutz der Gottesmutter anvertraut.“

Eine absurde Idee?

Irina Weiss aus Höchst bei Lustenau in Österreich gehört mit ihren 21 Jahren zu jenen Jugendlichen, die vom „Sonntagschristentum“ zu einem persönlichen Glauben an Jesus gefunden haben. Sie erzählt uns, wie es dazu kam.

„*I*ch bin in einer katholischen Familie aufgewachsen, doch bis vor zwei Jahren war mir der Glaube eigentlich nicht wichtig. Zur Sonntagsmesse ging ich mehr aus Pflichtbewusstsein als aus Überzeugung. Erst als ich vor dem Abitur stand, entschloss ich mich, täglich zur Hl. Messe zu gehen, in der Hoffnung, auf diese Weise meine Nervosität und Angst vor den bevorstehenden Prüfungen überwinden zu können. Nachdem ich 2011 meinen Schulabschluss mit guten Noten absolviert hatte, kam ich mir als der glücklichste Mensch auf der Welt vor. Wie jedes Jahr fand auch in diesem Sommer wieder das Jugendtreffen der Familie Mariens in Kundl (A) statt. Schon mehrere Jahre war ich immer wieder von verschiedenen Jugendlichen eingeladen worden mitzugehen, doch besuchte

ich lieber Diskotheken und Partys mit meinen „Freunden“, als „beten zu gehen“. Dieses Jahr ließen die Jugendlichen aus meiner Pfarrei nicht locker. Nach langem Überlegen dachte ich mir: *„Ach komm, das wird schon nicht so schlimm sein, lass dich einfach einmal darauf ein.“*

Als ich dann mit ein paar Mädchen aus meiner Pfarrei im Auto saß, sprachen wir über alltägliche Dinge und auch über Gott. So kamen wir auf das Thema Facebook. Facebook ist eine Möglichkeit im Internet, nahezu grenzenlos, weltweit mit vielen Menschen in Kontakt zu treten, Neuigkeiten auszutauschen und Fotos zu veröffentlichen, um möglichst viele Freunde zu gewinnen. Während dieses Gespräches erzählte mir Valentina, dass sie ihre Mitgliedschaft im

Facebook gelöscht hatte. Ich konnte zuerst nicht glauben, was ich da hörte. Ein Leben ohne Facebook? - Das war für mich unvorstellbar. Facebook gehörte zu meinem Leben. Ich verbrachte mehrere Stunden am Tag auf dieser Plattform. Man kann sagen, dass ich richtig süchtig danach war. Wenn ich darin Bilder veröffentlichte, ging es mir darum, so viele „Likes“, d. h. so viele positive Beurteilungen, wie möglich zu bekommen. Diese „Likes“ gaben mir auf gewisse Art und Weise die Bestätigung, dass mich andere toll fanden. Ich verbrachte Stunden damit, Fotos von Jugendlichen anzuschauen und zu „ liken“.

Immer wenn ich diese hübschen Mädchen auf den Fotos sah, dachte ich mir, dass ich genauso sein musste wie sie. Ich wollte die gleiche Figur haben und die gleiche Kleidung tragen wie sie, einfach perfekt sein. Doch in meinem Herzen herrschte ständig Unfrieden, und ich hatte ununterbrochen Konkurrenzgedanken: *„Ich muss besser, hübscher, schöner, toller und erfolgreicher als die anderen sein.“* In dieser Scheinwelt geht es fast nur ums Aussehen. Jeder stellt sich besser dar, als er eigentlich ist, und dies nur, um anderen zu gefallen und das Bedürfnis nach Anerkennung und Liebe zu stillen.

„Schenk mir eine richtige Freundin“

Zurück zu unserer Autofahrt. Ich fragte Valentina entsetzt, weshalb sie denn auf so eine hirnrissige Idee gekommen sei, sich aus Facebook zu löschen. Da erzählte sie mir etwas Spannendes: *„Ich habe mit Jesus sozusagen einen Vertrag abgeschlossen. Ich bat Ihn um etwas sehr Kostbares, und zwar darum, Er möge mir wahre, richtige Freunde schenken. Dafür war ich bereit, mich aus Facebook zu löschen.“* Ich war verblüfft und konnte es kaum fassen. Ich dachte mir: *„Was für eine absurde Idee“*, denn zu diesem Zeitpunkt war jeder, den ich kannte, auf Facebook.

Während der ganzen Zeit des Jugendtreffens in Kundl ging mir die Geschichte von Valentina nicht mehr aus dem Kopf. Ich begann darüber nachzudenken, ob das denn wirklich funktionieren könnte, sich aus Liebe zu Jesus aus Facebook zu löschen, um richtige Freunde zu bekommen. Nein - das konnte ich mir nicht vorstellen!

Gleichzeitig überlegte ich, wer eigentlich meine richtigen und wahren Freunde waren. Ich hatte ca. 500 „Freunde“ auf Facebook, das waren eigentlich ganz schön viele. Doch von diesen kannte ich die Hälfte gar nicht und die andere Hälfte nur flüchtig. Richtige Freunde, mit denen man auch persönlich eine normale Konversation führen konnte, hatte ich kaum welche. Wen

konnte ich eigentlich als richtige Freunde fürs Leben bezeichnen? So sehr ich es auch wollte, mir fiel niemand ein. Tief in meinem Herzen spürte ich eine schmerzhaft leere.

Hier in Kundl waren die Jugendlichen anders als jene zu Hause in meiner Umgebung. Ich überlegte mir, was sie haben, was ich nicht hatte. Jeder Einzelne strahlte so eine Freude aus. Egal wen ich traf, alle begrüßten mich mit herzlicher Liebe und offenen Armen. Durch die tägliche Hl. Messe, das Gebet, die Vorträge und die Anbetung veränderte sich auch in meinem Herzen etwas. Ich spürte zum ersten Mal so richtig, dass Gott mich liebt.

Am Ende des Jugendtreffens war ich derart von der Liebe Gottes erfüllt, dass ich gar nicht mehr nach Hause wollte. Ich fühlte vor allem den inneren Schmerz der Sehnsucht nach einer echten Freundin, die immer für mich da ist, mir zuhört und mich stärkt. Plötzlich fiel mir wieder Valentina ein. Da kam ich zu einem Entschluss, einem Gedanken, der noch vor Tagen für mich unvorstellbar gewesen wäre: Ich beschloss, mich aus Liebe zu Jesus aus Facebook zu löschen, unter der Bedingung: *„Jesus, schenke mir dafür eine richtige, beste Freundin fürs Leben.“*

Ein Verzicht aus Liebe

Entschlossen saß ich an meinem Computer und versuchte, meine Mitgliedschaft in Facebook zu löschen. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis ich auf dem Bildschirm die Anzeige ‚Profil löschen‘ fand. Die Unternehmer von Facebook setzen natürlich alles daran, so viele Mitglieder wie nur möglich an sich zu binden. Deshalb erscheinen dann auf dem Bildschirm Meldungen wie *‚Deine Freunde werden dich vermissen‘*. Es kostete mich viel Überwindung, mich zu löschen. Denn mit einem ‚Mausklick‘ wären alle meine ‚Freunde‘ weg und alle Bilder gelöscht. Die ganze Scheinwelt würde sich in Nichts auflösen. Ich sagte mir: *‚Du schaffst es, tue es aus Liebe zu Jesus.‘* Als es mir dann endlich gelungen war, mein Profil zu löschen, erschien erneut eine Meldung: *‚Schade, dass du dich gelöscht hast. Falls du alle deine Freunde wieder sehen möchtest, melde dich innerhalb von zwei Wochen wieder an, und dein ganzes Profil wird wiederhergestellt.‘* Ich dachte mir: *‚Wie soll ich denn das schaffen, mich innerhalb dieser zwei Wochen nicht doch wieder anzumelden, wenn ich weiß, dass mein altes Profil trotz des Löschens so einfach wiederhergestellt werden kann?‘* Ich wusste: alleine ist das unmöglich! So bat ich Jesus, mir doch zu helfen, dieser Versuchung standzuhalten.

Zu meiner Verwunderung gingen die zwei Wochen wie im Flug vorbei, und wie durch ein Wunder hatte ich mich kein einziges Mal angemeldet. Endlich fühlte ich mich zum ersten Mal so richtig frei von dem Zwang, ständig im Internet angeschlossen zu sein und mich im Facebook präsentieren zu müssen.

Was ich jetzt erzähle, klingt unglaublich, ist aber

wahr. Am vorletzten Tag des Jugendtreffens stand ich nach der Hl. Messe mit ein paar Jugendlichen vor der Kirche. Wir unterhielten uns amüsant, als ein Mädchen dazukam. Sie strahlte genau dieselbe Freude aus wie die anderen Jugendlichen in Kundl, dieses herzhaftes Lachen und die große Freude, alle ihre Freunde wiederzusehen. Ich war die Einzige in der Runde, die sie noch nicht kannte. Sofort streckte sie mir ihre Hand entgegen und sagte: *‚Hallo, ich bin die Geli - freut mich, dich kennenzulernen!‘* Wir sprachen kurz miteinander, und dann war sie auch schon wieder weg, um die anderen zu begrüßen. Überrascht erfuhr ich, dass sie auch, nur 20 Minuten von mir entfernt, in Vorarlberg wohnt, und bot ihr an, sie im Auto mit nach Hause zu nehmen. Während der Fahrt lachten wir viel und erzählten uns gegenseitig aus unserem Leben. Es war, als würden wir uns schon ewig kennen. Wir begannen dann, des Öfteren etwas miteinander zu unternehmen. Heute ist Angelika die Freundin, die ich mir mein ganzes Leben lang gewünscht hatte. Wir gehen beide den Weg des Glaubens und bemühen uns täglich, Gott zu begegnen und Ihm treu zu bleiben. Jesus und die Hl. Messe sind der Mittelpunkt in unserem Leben, und ich danke Gott jeden Tag dafür, dass Er mir so eine beste Freundin fürs Leben geschenkt hat.

Es war mir wirklich ein riesiges Opfer, meine Mitgliedschaft in Facebook zu löschen. Jedoch durfte ich erfahren, dass Gott mir alles tausendfach zurückschenkt. Ich bin sehr dankbar, dass ich die Liebe Gottes jeden Tag aufs Neue erfahren darf und Er mir Schritt für Schritt Seinen Plan für mein Leben zeigt.“

„Ich danke Gott für alles Schwere“

Bereits 1998 waren wir Schwestern in Talmenka, Sibirien, von Bekannten auf Galina Woronina (53 J.) aufmerksam gemacht worden, die mit ihren drei Töchtern Lena, Natascha und Tanja, damals im Alter von neun bis 17 Jahren, alleine dastand. Galinas Ehemann Anatoli hatte die Familie nicht zum ersten Mal verlassen, und die verzweifelte Familienmutter war arbeitslos und ohne Geld zurückgeblieben. Als wir sie und ihre Kinder dann persönlich kennenlernten, sahen wir sofort, dass diese Frau aufrichtig und wirklich in großer Not war. Deshalb brachten wir Galina öfter Lebensmittel und Kleidung und halfen bei den Ausgaben für die Schulsachen der drei Mädchen. Nach ein paar Jahren bestand kein Kontakt mehr, doch vergessen hatten wir Familie Woroninich nicht! Jedes Mal, wenn wir an Galinas Zuhause vorbeifuhren, schickten wir ihr und ihren Töchtern bewusst den besonderen mütterlichen Segen Mariens, wie ihn uns die Gottesmutter in Medjugorje gelehrt hat.

Erst im Jahr 2004 kam Galina Woronina eines Tages wieder in unsere Missionsstation. Sie war erneut in arger Bedrängnis, denn ihre Familie hatte kaum etwas zu essen, und Galina selbst litt auch seelisch sehr. Damals kam sie erstmals zum Gottesdienst und nahm, sichtlich von der Gnade berührt, mit der Zeit auch dankbar jeden geistlichen Rat an. Das Evangelium wurde für sie wahrhaft zur „Frohen Botschaft“, und bald schon begleitete Tanja, ihre Jüngste, sie zur Kirche. Auch das 15-jährige Mädchen „fing innerlich Feuer“ und begann sich eifrig auf die Sakramente vorzubereiten. Mit großer Offenheit nahm Tanja auch an den Jugendtreffen teil, und wir Missionare konnten beinahe zuschauen, wie sich dieses junge Mädchen durch die erlebte christliche Liebe und durch das persönliche Gebet entfaltete. Mit Familie

Woroninich ging es bergauf, und aufgrund ihrer positiven Entwicklung konnte Tanja sogar ihren Traumberuf erlernen und Krankenschwester werden. Heute arbeitet sie in der kirchlichen Karitasstelle der Stadt Barnaul.

Im Frühling 2013 vertraute uns Galina dann in einem Gespräch an, dass sie ihren Mann auf sein eindringliches Bitten hin wieder aufgenommen hat. *„Schon viele Male habe ich diesen Schritt getan, einfach der gemeinsamen Kinder wegen und auch in der Hoffnung, besser gesagt, in der Illusion, von ihm Hilfe zu bekommen. Doch dieses Mal habe ich ihm erstmals wirklich verziehen, wie ich es in der Kirche gelernt habe. Ich habe Anatoli verziehen, weil Jesus uns im Vaterunser das Verzeihen lehrt. Aus Liebe zu Gott habe ich es getan, und weil mir mein Mann, trotz allem zugefügten Schmerz, leidtut; er würde sonst zugrunde gehen. Auch wenn ich nicht weiß, ob ich die Kraft haben werde, mit ihm zu leben, bin ich doch überzeugt, dass es gut war, ihn wieder aufzunehmen.“*

Inzwischen wiederholte Galina uns gegenüber schon mehrmals: *„Ich danke Gott für alles Schwere, das ich mit meinem Mann erlebt habe. Wie oft fehlte mir und den Kindern das Allernötigste! Aber nun weiß ich: ohne diese Not hätte ich wohl nicht zur Kirche und zu Gott gefunden. Heute kann ich nicht mehr ohne die Hl. Messe leben, und wenn ich einmal nicht kommen kann, zieht es mich richtig zur Kirche. Ich möchte auf keinen Fall mehr die Heiligen Sakramente missen. Ich liebe Jesus, der so viel Schreckliches für unsere Rettung ertragen hat, und ich will alles tun, dass ich Ihn empfangen kann. Ohne die Hl. Kommunion und die Hl. Beichte kann ich nicht mehr sein. Wenn einen so viele*

Schwierigkeiten umgeben, dann fürchtet man manchmal, in eine Depression zu fallen. Gehe ich aber dann zur Hl. Beichte, spüre ich, dass eine große Last von mir abfällt. Und wenn ich zudem noch die Gemeinschaft mit den anderen Gläubigen erleben darf, wird

mir leichter, und alles geht wieder besser. Und schließlich habe ich in der Kirche noch das eine ganz Wichtige gelernt: Ich kann alles, und besonders jede Not, Jesus und Maria übergeben. Wie dankbar bin ich Gott dafür!“

„Auch die Gottesmutter zusammen mit allen Geschöpfen des Himmels und der Erde vermag nicht der göttlichen Liebe für die Erschaffung der allerkleinsten Blume auf Erden in angemessener Weise zu danken, wenn man die unendliche Erhabenheit und Größe Gottes und unsere geschöpfliche Kleinheit bedenkt.“

hl. Camilla von Varano (1458-1524), italienische Klarissin,
die am 17. Oktober 2010 von Papst Benedikt XVI.
heiliggesprochen wurde